

lichten Walde, durch Stechpalmen und Brombeeren, hinein in die Schützengräben. Mir nichts, dir nichts krochen sie in den Unterstand, setzten sich auf Kisten und Fässer und manchmal auch auf ein Fußschemelchen. Sie lachten den verdutzten Soldaten ins Gesicht und riefen ihnen vergnügt zu: „Grüß Gott, Kameraden, nimm's nicht übel. Wir leben auch noch und haben jetzt auch des Königs Rock angezogen. Wir sind ja Königskinder, und grau ist jetzt vornehm.“

Mögen sie recht viele Freunde finden, die kleinen Feldgrauen, im Schützengraben und im Bazar, in Familie und Schule, überall, wo Kindesinn und deutsches Gemüt noch nicht gestorben sind! Wilhelm Leblanc S. J.

Grundsätzliches zu Moslos Schillerroman.

„Als Dichter liebe ich den Mann, aber als Mensch ist mir Schiller noch unendlich viel lieber“, schreibt der jüngere H. Voß in einem seiner Briefe aus Weimar, und er hat diese Wertschätzung in den begeistertsten Wendungen wiederholt ausgesprochen. Voß kannte als Hausfreund der Schillerschen Familie aus vertrautem Umgange den edlen Dichter, und seine feinen Beobachtungen und die freundlichsten Eindrücke finden ohne jede Nebenabsicht in den vertraulichen Schreiben lebhaften Widerhall. So zeichnet er die äußere Erscheinung des so aufrichtig verehrten väterlichen Freundes mit dem „wirklich majestätischen Wuchs, dem schönen, freien, aber etwas eingefallenen und bleichen Anlitze, der, solange man ihn ruhig sieht, finster und ernst scheint, dessen Gesicht aber, durch eine freundliche Rede in Tätigkeit gesetzt, durchaus herzlich und liebevoll ist“. Ein andermal schildert er den „liebenswürdigen Hausvater“ im Kreise der Seinen, wie er mit der zärtlichsten Vaterliebe an seinen Kindern hängt und mit der vorsorglichsten Anhänglichkeit seine so treu ergebene Gattin geradezu verehrt. Auch im geselligen Verkehr mit seinen Freunden stellt er gelegentlich den Dichter bei den verschiedensten Veranlassungen dar; da habe der sonst so ernst gesetzte Denker ganz „unbefangen, offen, teilnehmend, heiter, ja ausgelassen fröhlich“ sein können. Am eindrucksvollsten aber berichtet Voß über den leidenden Schiller, an dessen Krankenbett er eilichmal wachen durfte. „Goethe“, schreibt er vergleichend, „ist ein etwas ungestümer Kranter, Schiller aber die Sanftmut und Milde selber. Nie war sein Mut gebeugt, nicht einmal war er launisch und unwillig.“

All diese gelegentlichen Äußerungen stammen aus den Jahren 1804 und 1805, also aus der letzten Zeit vor Schillers Lebensende. Daß der Dichter sich erst allmählich zu dieser wohlthuenden Abgeklärtheit emporgerungen hat, bezeugt kein anderer als er selbst in einem Schreiben an seinen Freund Körner, das man die kürzeste Lebensschilderung aus Schillers eigener Feder nennen könnte:

„Mit welcher Beschämung, die nicht niederbrückt, sondern männlich emporrafft, sah ich rückwärts in die Vergangenheit, die ich durch die unglücklichste Verschwendung mißbrauchte. Ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte, das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung und die Mißlaune meines Schicksals, die zweite und größere aber durch mich selber zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gärung meiner Gefühle haben sich Kopf

und Herz zu dem herkulischen Gelübde vereinigt — die Vergangenheit nachzuholen und den edlen Wettlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen.“

Der Brief ist am 3. Juli 1785 geschrieben. Friedrich Hebbel richtet bei Besprechung dieser Briefstelle einen warmen Mahnruf an das nachkommende Geschlecht: „Hierher schau, deutsche Jugend, das tu deinem Lieblingsdichter nach! Es ist gewiß, daß die bedeutendere Kraft sich leichter verirrt als die geringere, weil sie länger als diese mit sich selbst in Zwiespalt bleibt, weil sie der niederen Sphäre, in der sich Tausende mit Behagen bewegen, oft schon entwachsen ist, ohne für die höhere noch völlig reif zu sein.“ Was Schiller unter dem „edlen Wettlauf zum höchsten Ziele“ verstanden hat, spricht er in einem Brief an Baggesen aus: „Dasjenige zu leisten und zu sein, was ich nach dem mir gefallenem Maß von Kräften leisten und sein kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten.“

Das Charakterbild Schillers mag damit in seinen wesentlichen Zügen als abgeschlossen gelten, wenn noch hinzugefügt wird, daß er, wie Goethe an Beispielen zeigt, „ein entschiedener Feind aller hohlen Ehrenbezeugungen und aller faden Vergötterung war, die man mit ihm trieb oder treiben wollte. Als Rozebue vorhatte, eine öffentliche Demonstration zu seinem Ruhme zu veranstalten, war es ihm so zuwider, daß er vor innerem Ekel darüber fast krank wurde“. Das höchste Lob, das Goethe je einem Menschen gespendet hat, galt seinem Freunde Schiller: „Das war ein rechter Mensch, und so sollte man auch sein.“

Daß sich ein so wahres und edles Leben in seiner aufsteigenden Linie für eine warme geschichtliche Darstellung eignet, leuchtet ein. Indessen scheint das vermeintlich lohnende Unterfangen nicht ganz leicht durchführbar zu sein, wie Versuche beweisen. Ist doch selbst einem J. Minor die Arbeit unter den Händen zerbrochen; seine zwei Bände reichen nur bis zum „Don Karlos“. Ähnlich erging es dem Direktor des Lessingtheaters in Berlin, D. Brahm: seine beiden Bände bleiben vor dem Höhepunkt in Schillers Leben und Wirken stehen, während R. Weltrich mit seinem umfangreichen Anfangsband schon mit Schillers Flucht abbricht. Erst die letzte große Schillerfeier hat die wichtige Aufgabe ziemlich glücklich gelöst mit den bekannten Schillerbüchern von Eug. Kühnemann und R. Berger. Beide sind, jenes in vornehmer Wissenschaftlichkeit, dieses mehr volkstümlich, von edler Schillerbegeisterung durchglüht, freilich nicht von unserer philosophischen und religiösen Anschauung getragen.

Auch zu romanhaften Versuchen hat Schillers Lebenskampf gereizt. Allerdings erheben sich von vornherein gegen solche Künstlerromane naheliegende Bedenken. Der Schillerkenner verzichtet gerne auf lustige Ausgeburten einer schwärmerischen Erfindungsgabe, schon der Sache wegen, am meisten aber aus Verehrung und Hochachtung vor dem Dichter. Und der sog. Durchschnittsgebildete, für den ja die leichtere Ware des Romans gerade in seiner höheren Gattung berechnet scheint, wird daraus schwerlich ein richtiges und getreues Bild von dem Menschen und Dichter Schiller gewinnen. Die bisher gemachten Proben bestätigen die Befürchtung. „Die Karlschiller“ von Laube sind zwar der Form nach kein Roman, aber die Rolle, die Schiller dabei spielt, geht noch über das Romanhafte. Ein eigentlicher Roman sollten „Schillers Heimatjahre“ von H. Kurz sein; jedoch kommt Schiller nur als „Episodenfigur“ darin zur Geltung.

Da begann vor drei Jahren Walter v. Molo ein Romanwerk über Schiller, das nunmehr in vier Bänden abgeschlossen vorliegt¹. Den einzelnen Bänden mit zusammen annähernd 1200 Seiten sind der herrschenden Unsitte gemäß buchhändlerische Vorbeerblätter beigelegt, jene Waschzettel, die allzuoft auf literarischen Gimpelfang oder auf stimmungmachende Urteilsfälschung berechnet werden. Danach scheint das ganze Werk weniger auf eine hohe Verherrlichung Schillers, als vielmehr auf eine mächtig aufwirbelnde Veräucherung seines Verfassers, des „Dichters“ W. v. Molo, abzielen zu sollen.

Bedenklicher ist solche hohle Bobhudelei, wenn sie sich in wissenschaftlich gemeinte Schriften einzuschleichen droht. So gab beispielsweise Schnaß in seinem stark aufgeschwellten Buche „Schiller als Dramatiker“ folgende Stilprobe: „Molo läßt uns durch seine kraftvoll vergegenwärtigende, sprachgewaltige Kunst der Seelenheilberung den Kampf des Willenshelden mit dem Leben miterleben. Seine nachempfindende Phantasie und feinspürende Seelendeutung befähigen ihn, Schillers unablässiges Ringen ums Menschentum und um die geliebte Kunst bis zu dem jähen Zusammenbruch vor der höchsten Entfaltung gleich gewaltigen, farbechten Fresken an dem Beschauer vorüberziehen zu lassen. Die erschütternde Tragödie, die Schiller lebte, hat Molo kongenial gedichtet.“ Doch darf man bei den „farbechten Fresken“ vielleicht an die Schöpfungen des Freskomalers Fludribus in Scheffels „Trompeter“ denken und das „kongenial“ mit dem bekannten Schillerspruch deuten: „Wie er räuspert, und wie er spricht . . .“

Aber am verwegensten wird das tönende Lobgelärme, wenn es sich an die Jugend wendet zur Empfehlung eines Buches, das „einfach klar und edel an den heiligsten Schlummer in jeder Menschenbrust klopft, und das darum besonders unserer Jugend als würdigster Beispielgeber in die Hand gereicht werden soll“. Nein, dagegen muß doch der lauteste Einspruch erhoben werden! Molos Wälzer taugt für die Jugend ganz und gar nicht. Gewiß, es wird dem Verfasser des Romans eine gute Schillerkenntnis nachgerühmt; allein eine zwar kleine, aber nicht unbedeutende Schrift unseres großen Idealisten scheint er vollständig übersehen zu haben: die „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst“. Da sagt Schiller unter anderem folgendes: „In dem Leben des größten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor, aber nur ein niedriger Geschmack wird sie herausheben und ausmalen“, und an einer andern Stelle: „Ein Dichter behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Dinge ausführt und über wichtige flüchtig hinweggeht.“ Wie Molo gerade in dieser gerügten Afterkunst den Meister stellt, läßt sich mit vielen Belegen nachweisen. Nur ein oder der andere Hinweis sei gestattet.

Im letzten Band, der die Glanzzeit Schillers mit seinen Meisterwerken behandeln soll, erfährt der Leser von all diesen Schöpfungen nicht viel mehr als gelegentliche Erwähnungen — man hat wohl deshalb diesen vierten Band „fragmentarisch“ genannt. Dagegen wird eine ganz unwahrscheinliche Handlung Schillers auf sechzehn

¹ 1. Band: „Ums Menschentum“, 12. Auflage. 8° (299). — 2. Band: „Im Titanenkampf“, 10. Aufl. (314). — 3. Band: „Die Freiheit“, 10. Aufl. (304). — 4. Band: „Den Sternen zu“, 1.—10. Aufl. (264). Berlin, Schuster und Schoeller. Jeder Band M 4.—; geb. M 5.—

langen Seiten in allen Gedankenentwicklungen ausgesponnen. „Es schlug zwölf Uhr (nachts natürlich). Schiller erhob sich; er nahm die Pistole aus der Schreibtischlade. Pflanze und Hahn prüfte er. Dann schüttete er frisches Pulver auf . . .“ Es folgen sodann die schrecklichen sechzehn Seiten, bis die Pistole, die schon früher einmal erwähnt wurde, vergessen wird. Daß der ganze dritte Band fast ausschließlich von Schillers Siechtum und seinem Kampf ums tägliche Brot ausgefüllt wird, ohne wahrhaft Erhebendes, nur mit ziemlich fragwürdigen philosophischen Erörterungen durchsetzt, geben selbst Moslos sonstige Lobredner zu. Ekelhaft indes wirkt im „Titanenkampf“ die farbenfatte Ausmalung von dem Verhältnis Schillers zu Charlotte von Kalb; und daß die Schilderung aus Unkenntnis der rechten Quellen obendrein auch noch verzeichnet ist, haben schon andere nachgewiesen. Eine ziemlich lange Liste kleinerer Nichtswürdigkeiten läßt sich mühelos anfertigen.

Molos Roman gehört, um es kurz zu sagen, noch zum guten Teil in jene Zeit, die Friedrich Vienhard in seinem neuesten Heftchen über Schillers Gedankenentwurf „Deutsche Größe“ als „die brünstige Literatur der letzten Jahrzehnte“ gebrandmarkt hat. Von „der Auferstehungslust, die vom künftigen Frieden her für unser Volk weht“, wie es der hochbetagte B. Blüthgen jüngst („Der Tag“, 23. Mai) in einem gehaltvollen Aufsatz „Von der Schamhaftigkeit“ ausgeführt hat, wird bei Molo leider kaum ein Hauch verspürt, und schon aus diesem Grunde eignet sich sein Schillerroman durchaus nicht für unsere Jugend. Außerdem bleibt es allgemein wahr, was ein ruhig denkender Beurteiler — L. v. Heemstede („Büchervelt“ XI 182) — bei Besprechung des dritten Teiles über derlei Romane gemeint hat, daß, wer die Dichter in ihrem Leben und Wirken kennen lernen will, immer sicherer aus ernststen biographischen Werken schöpfe als aus einem Roman, wo Phantasie und Wirklichkeit in unzuverlässiger Weise durcheinandergemengt erscheinen. Denselben grundsätzlichen Standpunkt vertritt mit ebenso viel Freimut als Sicherheit des Urteils Hl. Frhr. v. Biedermann („Der Zeitgeist“ Nr. 25, 19. 6. 16); eine spätere Erwiderung von Fr. Droop („Berl. Tagebl.“ Nr. 321, 25. 7. 16) vermag Biedermanns Bedenken nicht zu entkräften, muß vielmehr den Eindruck bestärken.

Am allerwenigsten darf gerade Schillers Leben den zügellosen Eingebungen romanhafter Willkür preisgegeben werden. Der Kampf des Dichters mit dem Leben ist zu herb und ernst, und sein stahlharter Wille zu edel, als daß die Schilderung beider lustige Hinzudichtungen verträge. E. Kühnemann hat als Schlußergebnis seines trefflichen Schillerbuches schön und kurz gesagt: „Der Geist des Schillerschen Lebens ist die höchste Anspannung des Willens, der die eigene Vollenendung rastlos sucht.“ Schillers Spruchweisheit hat aus harterprobter Lebenserfahrung ähnliches ausgesprochen:

„Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollenbung sehn.“

In dem Sinne mag dies Kämpferleben für manche Künstlernatur unserer Zeit als Vorbild zur Höhe dienen, wie es schon der „Schottische Prophet“ Thomas Carlyle in einem Aufsatz über Schiller verkündigt hat: „Große Männer sind die Feuerjulen auf der dunklen Pilgerfahrt der Menschheit, sie stehen als himmlische

Zeichen da, als ewig lebende Beweise dessen, was sein wird, die geoffenbarten, verkörpertten Möglichkeiten der menschlichen Natur. Wer diese Größe niemals gesehen, niemals mit seinem Verstande aufgefaßt, niemals mit seinem ganzen Herzen leidenschaftlich geliebt und verehrt hat, der ist auf immer verurteilt, klein zu bleiben.“

Nikolaus Scheid S. J.

Theologisches zu Hermann Bahrs Schauspiel „Die Stimme“.

Wie vor kurzem hier (Oktober 1916, 49 f.) dargelegt worden ist, hat der Graf Franz Flayn, den Bahr in seinem Roman „Himmelfahrt“ zeichnet, mit dem Leben und seinen ernststen Fragen immer nur gespielt. Als ihm der Domherr das vorhält und ihm geradezu sagt, wenn er wirklich zum Glauben seiner Kindheit zurückkehren wolle, dann solle er beichten und zur heiligen Kommunion gehen, da schweigt er (S. 256). Er antwortet nicht, das sei unmöglich, weil er an Beicht und Kommunion nicht glaube. Im ganzen Buche macht er den Eindruck eines Mannes, dem nicht Beweise für die Wahrheit der katholischen Religion not tun, sondern dem nur der entschiedene Wille fehlt, nach den Forderungen des eigentlich nie ganz verlorenen Glaubens zu leben. Daher ist es begreiflich, daß Erlebnisse, die hauptsächlich auf den Willen wirken, vollkommen genügen, Franz in den Beichtstuhl zu führen.

Anders ist es mit dem Helden des neuen Schauspiels, das wiederum zur Zerkahrenheit und Ausgelassenheit früherer Dichtungen Bahrs in erfreulichem Gegensatz steht¹. Dieser Hans von Ule ist Schüler Ostwalds gewesen und selber Hochschullehrer geworden. Der aus dem Roman herübergenommene Domherr Zingerl nennt ihn einen „Mann von Geist, hoher Bildung, redlichem Willen“; er sei „ein ungewöhnlicher, vielleicht seinen Gaben nach sogar bedeutender Mann“, wenn er sich auch geistig wohl etwas übernehme und sich einbilde, er könne nicht bloß viel, sondern alles (104). Wie sehr seine junge Frau ihm den katholischen Glauben von neuem lieb gemacht, wie innig sie ihn angefleht hat, seinem Unglauben zu entsagen, er behauptet immer wieder, nicht glauben zu können, weil ihm der Beweis für die Wahrheit der katholischen Religion fehle. Seine Frau hat sich von Gott den Tod erbeten, damit der Schmerz die Seele ihres Mannes rette. Es ist umsonst. Nachts hört er oft die Stimme der Toten, die ihn zu sich ruft. Auf einer Eisenbahnfahrt weckt sie ihn im Schlafwagen und zwingt ihn auszusteigen. Einige Minuten später ist der Zug entgleist und der Schlafwagen zertrümmert. Als Ules Nerven nach Monaten die Folgen dieser ihm unerklärlichen Rettung einigermaßen überstanden haben, schildert er seine Lage so:

„Da ich etwas erlebt habe, das nach meiner Weltanschauung unmöglich ist, bleibt mir nur die Wahl, entweder an der Richtigkeit meines Erlebnisses oder aber an der Richtigkeit meiner Weltanschauung zu zweifeln. Da ich jenes nicht kann, muß ich dieses, ich muß mir eine neue Weltanschauung suchen, eine, die Platz für mein Erlebnis hat, in der es untergebracht werden kann. Ich, wie ich nun einmal bin,

¹ Die Stimme. Schauspiel in drei Aufzügen. Von Hermann Bahr. H. 8° (142) Berlin 1916, S. Fischer. M 2.50; geb. M 3.50